



# Bulletin

2020.1

Editorial	1
Tagesseminar	3
Veranstaltungen SoSe 2020	4
Eduard Kaeser: Der Gottesgesichtspunkt	9
Christian Kläui: Über das Reale bei Lacan	18
Vorstand GAD	28

[www.gad-das.ch](http://www.gad-das.ch)

Redaktionsschluss für das Bulletin 2020.2 ist am 15. Juli 2020.

Für die GAD sind Zusendungen erbeten an:

Dr. phil. Barbara Handwerker Küchenhoff, Ausserwies 11, 8618 Oetwil am See  
[handwerker@bluewin.ch](mailto:handwerker@bluewin.ch)

## Editorial

Helmut Holzhey

Im März 1929 kam es bei den Davoser Hochschulkursen zu einer denkwürdigen Begegnung zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger. (Wichtige Themen, zu denen sich beide Philosophen dabei äusserten, sind Gegenstand des GAD-Tagesseminars vom 7. März.) Cassirers Philosophieverständnis war in der an Kant und Leibniz orientierten «Marburger Schule» geprägt worden. Seine Ablösung davon belegten die 1923 und 1925 publizierten ersten zwei Teile der *Philosophie der symbolischen Formen*. Einen noch dramatischeren philosophischen Neuanfang dokumentierte Heideggers *Sein und Zeit* von 1927. Das Davoser Gespräch selbst stand etwas überraschend im Zeichen Kants, dessen Philosophie Cassirer wie Heidegger, aber in je unterschiedlicher Weise, für ihre eigenen philosophischen Neuansätze fruchtbar zu machen suchten.

«Der Absolutismus der Wirklichkeit» – das ist auch im kommenden Sommersemester wieder das Leitthema des GAD-Forums. Im Kontext eines anthropologischen Booms, der durch Heideggers Analytik des Menschseins gegen deren Absicht gefördert wurde, äusserte sich in Davos auch Cassirer, indem er unter anderem über das Verhältnis des Menschen zur *Wirklichkeit* sprach. Nach seiner Auffassung sei dieses Verhältnis durch aktive «symbolische Formung» bestimmt, wie wir sie in der Sprache, im Mythos, in der Kunst und in der Wissenschaft vollziehen. Interessant im Blick auf das Thema des Forums scheint mir dabei, dass er in jedweder Form(ung) eine «notwendige Polarität» ausmacht: eine doppelte Bewegung auf Wirklichkeit hin und von ihr fort. Die in diesem Bulletin abgedruckten Abstracts der für das Sommersemester 2020 geplanten Forumsvorträge zum «Absolutismus der Wirklichkeit» zeigen genau diese gegenläufige Bewegung (hin zu – fort von): in der Konfrontation mit dem eigenen Tod (Christina Schlatter), in der Einnahme der Gottesperspektive (Niklaus Peter), in Enthüllung und Verhüllung schwer erträglicher Wirklichkeit bei den frühen griechischen Denkern und Dichtern (Thomas Fleischhauer). In dieser Gemeinsamkeit gewinnt unser Leitthema für mich eine weitere interessante Seite. Ich möchte alle Mitglieder der GAD zu diesen vielversprechenden Veranstaltungen herzlich einladen und sie zugleich ermuntern, auch interessierte Freunde dazu mitzubringen.

Es ist dies mein erstes und vermutlich auch letztes Editorial, das ich für das GAD-Bulletin schreibe. Denn mit der Mitgliederversammlung der GAD vom 4. Juni werde ich aus dem Vorstand nach mehr als 35 Jahren Mitarbeit zurücktreten – ein Akt, der sich angesichts der Wirklichkeit des Alters aufdrängt und der zugleich schmerzhaft, weil als solcher perspektivenlos ist.

## Tagesseminar

### Die Davoser Begegnung von Ernst Cassirer und Martin Heidegger

*Prof. Dr. Helmut Holzhey*

Weder Ernst Cassirer (1874–1945) noch Martin Heidegger (1889–1976) zielen in ihrem Werk primär auf eine philosophische Anthropologie ab. Aber beim Davoser Gespräch von 1929 steht im Zentrum, was der Mensch seinem Wesen nach ist. Cassirer bestreitet Heideggers phänomenologische Daseinsanalytik nicht, kann sie aber nur als «Ausgangspunkt» gelten lassen: jedoch nicht wie dieser als Ausgangspunkt für das Denken des Seins, sondern als einen Ausgangspunkt, von dem her erst mittels einer Philosophie der symbolischen Formen «das Spezifische des Menschseins» zu eruieren ist.

Das Streitgespräch kreist um zentrale Themen der Philosophie: die Endlichkeit, die Transzendenz, die Sprache, die Freiheit, die Angst und den Tod.

Restaurant Weisser Wind, Weggenstube,  
Oberdorfstr. 20, 8001 Zürich

**Samstag**  
**7. März 2020**  
**9.30–15.30 Uhr**  
**Leitung**

**Ort**

## Öffentliche Abendveranstaltungen

### Leitthema: Der Absolutismus der Wirklichkeit

Die Veranstaltungen werden gemeinsam mit dem *entresol* durchgeführt.

**Ort** Restaurant Weisser Wind  
Oberdorfstrasse 20  
8001 Zürich  
Weggenstube

**Eintritt** Die Vorträge sind für die Mitglieder der GAD und des *entresol* sowie für Studierende gratis. Nichtmitglieder zahlen Fr. 20.–.

**Donnerstag** **Ich-werde-gewesen-sein. Konfrontation**  
**2. April 2020** **mit dem Absolutismus der Wirklichkeit**  
**20.00–21.30 Uhr** **bei Sterbenskranken**

*Dr. med. Christina Schlatter*

Zum Wesen des Menschen gehört das Wissen um den eigenen Tod. Im Alltag bedrückt es uns kaum, zu wissen, *dass* wir irgendeinmal sterben werden. Zu ungewiss ist die Stunde, zu geschäftig die Ablenkung des Lebens. Menschen mit einer unheilbaren Krankheit erleben die Wirklichkeit dieses Wissens um den eigenen Tod in ganz anderer Weise. Zum Wissen, «*dass*» kommt das Wissen, «*wann*». Welche Strategien wählen Betroffene im Umgang mit dieser unvermeidbaren, absoluten Wirklichkeit des bevorstehenden eigenen Todes? Die wissenschaftliche Medizin versucht, das Unfassbare mit Daten und Fakten zu

rationalisieren. Im Umgang mit Sterbenskranken ist man bemüht, die Angst vor dem Tod zu übersetzen in Furcht vor konkreten Beschwerden. Denn die Furcht vor Schmerzen oder Atemnot kann behandelt werden, die Angst vor dem Tod nicht. Hans Blumenberg erkennt im Mythos eine Möglichkeit, sich in Sprachbildern demjenigen anzunähern, wofür wir keine Worte haben. Nach Blumenberg dienen Mythen dazu «uns diese Phänomene vom Leib zu halten». In diesem Forumsbeitrag möchte ich den Stellenwert von Mythen und Metaphern im Umgang mit dem bevorstehenden Tod untersuchen. Sind sie bloss eine Ablenkung oder Verdrängung der unliebsamen Wahrheit oder finden wir darin einen Sinn für den Umgang mit dem Unerträglichen?

**«Absolutismus der Wirklichkeit»? –  
Versuch einer theologischen Antwort**

*Dr. Niklaus Peter*  
*Pfarrei Fraumünster*

Eine Inhaltsankündigung zu schreiben, bevor der Vortrag Satz für Satz gedacht und geschrieben ist, kann nicht mehr sein, als den Stand eigener Vermutungen und unklarer Vorgriffe auf Papier zu bringen. Dieser Status meiner Unklarheiten ist folgender:

Mit der Prägung «Absolutismus der Wirklichkeit» hat Hans Blumenberg einen der Kerne seines Theorieprogramms begrifflich gefasst. Er hat diesen in weitrei-

**Donnerstag**  
**7. Mai 2020**  
**20.00–21.30 Uhr**

chenden geistesgeschichtlichen Grosserzählungen ausformuliert, und damit all das, was religiöses Wissen und dessen dichterisch-musikalische Gestaltungen umfasst, als Mythos gekennzeichnet, als eine Art von hoffnungsvollem (aber eigentlich hoffnungslosem), illusionärem Gegenwissen, an dem man sich abarbeiten müsse. Wer sich das genau anschaut, wird merken: Es ist eine Art von invertierter Theologie bei Blumenberg, was zu Beginn biographisch und werkgeschichtlich kurz zu explizieren ist, um deutlich zu machen, was in der Begriffsprägung «Absolutismus der Wirklichkeit» mitschwingt. Sie zeigt, das werde ich streifen, eine auffallende Nähe zur Philosophie Nietzsches.

In einem zweiten Teil möchte ich ausführen, was eine nicht in ihr Gegenteil verkehrte Theologie zu Erfahrungen des Schreckens, der Angst, des Leidens zu sagen hat, und damit den Versuch machen, im Licht christlicher Traditionen eine eigene Antwort zu formulieren. Sie wird Trost durchaus nicht als Vertröstung oder Vernebelung verstehen, sondern als Reaktion auf Erfahrungen, wo «nichts mehr zu machen ist», wo man nicht mehr direkt reagieren und handeln kann, wo es aber durchaus noch tröstliche Erfahrungen und Perspektiven gibt. Das hat mit dem zu tun, was man eine Gottesperspektive nennen könnte, also eine Weise, neben dem Schrecken, dem Leiden, dem Unsinn der Welt auch die Mächte der Überwindung, der Heilung, der Liebe und des Sinnes sehen und wahrnehmen zu können.



**Der Umgang mit dem Ausgesetztsein  
des Menschen in der Welt: Auf den Spuren  
des Irrationalen bei den Griechen**

**Donnerstag  
4. Juni 2020  
20.00–21.30 Uhr**

*Prof. Thomas Fleischhauer, Wilen bei Wollerau*  
Indem Mythen die für den Menschen schwer erträgliche Wirklichkeit erklären, verhüllen sie diese zugleich. Dagegen versuchen die Kritiker mythischer Weltbilder, die Wirklichkeit durch rationale Analyse zu enthüllen.

Verhüller und Enthüller kannten auch die Griechen der Antike: So stehen die Dichter Homer und Hesiod den Denkern Xenophanes, Protagoras oder Aristoteles gegenüber.

Verhüller und Enthüller zugleich ist Euripides. Er bleibt beim Mythos, legt aber gleichsam seinen Sinn offen, indem er ihn erzählt. Zumal in den *Bacchae* geht es um das Unheimliche und die Ausgesetztheit des Menschen, geht es um den Umgang mit dem Unklärlichen, Irrationalen. Während Euripides den überlieferten Mythos noch einmal nach seiner Art durchgeht, legt er jedem, der genau hinhört, seine nicht unerhebliche Interpretation der *conditio humana* vor.

**Donnerstag      Ordentliche Vereinsversammlung der GAD**  
**4. Juni 2020**

**19.00 Uhr**

Am Donnerstag 4. Juni 2020 findet um 19.00 Uhr, also vor der Forums-Veranstaltung, welche um 20.00 Uhr beginnt, am selben Ort (Weggenstube des Restaurants Weisser Wind) die alle zwei Jahre durchgeführte ordentliche Vereinsversammlung der *Gesellschaft für hermeneutische Anthropologie und Daseinsanalyse* GAD statt. Anschliessend Apéro bis 20.00 Uhr, zu dem auch die Forums-Teilnehmer herzlich eingeladen sind.

Die Mitglieder der GAD erhalten für die Jahresversammlung noch eine gesonderte Einladung.

# Der Gottesgesichtspunkt. Ein blinder Fleck der Objektivität

Forumsvortrag vom 7. November 2019

Eduard Kaeser

Einer der einflussreichsten Philosophen der Postmoderne, Richard Rorty, verglich die epistemologische Frage «Glaubst du an die Wahrheit?» gerne mit der theologischen Frage «Glaubst du an Gott?». Und dieser Vergleich traf genau das Herz der neuzeitlichen Philosophie, nämlich die Annahme, es gebe einen «Gottesgesichtspunkt», von dem aus wir die Welt erkennen, «wie sie ist».

Der Gottesgesichtspunkt tritt als erkenntnistheoretischer Anspruch zunächst in der Philosophie von Descartes auf, nämlich in der Suche nach einem absoluten Ankerpunkt der Gewissheit. Ihn findet man durch Reinigung des Denkens. Der methodische Zweifel säubert das philosophische Erbe, die theologische Spekulation, die mittelalterliche Scholastik, die antike Wissenschaft, ja, selbst die Logik und die Sinneserkenntnisse von allem «Unrat» des Ungewissen. Übrig bleibt das «saubere» Denken *more geometrico* – nein, übrig bleibt eigentlich nur die Selbstgewissheit des Denkenden. Aber Descartes macht die Rechnung nicht ohne Gott. Dieser hat dem Menschen das «natürliche Licht» des Verstandes geschenkt, und ihn dadurch in die Lage versetzt, die Welt so zu sehen, wie sie sich auch der göttlichen Sicht darbietet: als reine mathematisch beschreibbare «ausgedehnte Sache», als «res extensa».

## 1

Es ist eine lange Reise in die Abstraktion, welche die Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert angetreten haben. Und ich möchte im Folgenden ein paar Stationen inspizieren, dies weniger chronologisch-historisch, sondern vielmehr als Erkundung der Frage, wie sich das Wirklichkeitsverständnis im Zuge dieser Reise gewandelt hat. Es verhält sich ja durchaus so, dass der Realismus selber auch eine Geschichte hat, und dass diese Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten stark von den Naturwissenschaften geprägt worden ist. Heute herrscht in vielen natur- und technikwissenschaftlichen Kreisen die Meinung vor: Wir sagen, was wirklich ist. Wovon man nicht natur- oder experimentalwissenschaftlich sprechen kann, darüber muss man schweigen.

Die Reise begann, wie konnte es anders sein, als Mathematisierung der Naturerklärung. Galilei beschrieb die Natur als Buch, das die mathematische Handschrift Gottes trägt. Newton sprach von Raum und Zeit als dem «Sensorium Gottes», also vom Wirken Gottes zu allen Zeiten und an allen Orten. Auch wenn er im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts sukzessive enttheologisiert worden ist, übt der Gottesgesichtspunkt seither einen seltsamen Bann auf all jene Disziplinen aus, die sich der sogenannten objektiven Wahrheit verschrieben haben, bis ins 20. Jahrhundert.

## 2

Unter Physikern gibt es den Glauben an eine finale, alles erklärende «Gottes»-Theorie. Am prominentesten vertreten wurde sie nach Einstein vom kürzlich verstorbenen Astrophysiker Stephen Hawking (den man – zu Unrecht, meine ich – oft als den neuen Einstein vermarktete). Hawking stellt sozusagen den vorläufig letzten Vertreter einer grossen Ahnenreihe von theoretischen Physikern dar, die über Einstein, Heisenberg, Dirac, Boltzmann, Maxwell, Laplace bis zu Newton zurückreicht. Sie sind Ideen-Architekten, geniale Verallgemeinerer, Blickveränderer. Im Flickenteppich disparater Phänomene sehen sie ein zugrunde liegendes Muster. Maxwell erkannte zum Beispiel, dass Magnetismus und Elektrizität «im Prinzip» Manifestationen ein und derselben physikalischen Realität sind, des elektromagnetischen Feldes, und ihm verdanken wir eine der elegantesten Theorien der Physik überhaupt. Im 20. Jahrhundert schritten die Vereinigungen voran: Materie und Licht in der Speziellen Relativitätstheorie, Licht und Wärme in der Quantenhypothese des Lichts (aus der sich die Quantentheorie entwickelte), Schwerkraft und Geometrie der Raumzeit in der Allgemeinen Relativitätstheorie. An der Vereinigung von Gravitation und Quantenphysik wird hart gearbeitet. Und immer lockt die Gottesperspektive, die alle bisher bekannten Grundkräfte des Kosmos unter das Design einer einzigen «letzten» Theorie bringen könnte. Seinen früheren Bestseller «Eine kurze Geschichte der Zeit» beschloss Hawking noch mit den Worten: «Wenn wir die Antwort auf diese Frage (warum es uns und das Univer-

sum gibt, Anm. E.K.) fänden, wäre das der endgültige Triumph der menschlichen Vernunft – denn dann würden wir Gottes Plan kennen.» In seinem Buch *Der grosse Entwurf* (2011) liess Hawking dann den alten Designer abtreten und inszenierte eine reine physikalische Weltentstehung.

Ich erwähne Hawkins vor allem deshalb, weil er ein Paradebeispiel für die Beharrlichkeit des Gottesgesichtspunktes abgibt – nunmehr quasi säkularisiert. Die Idee der «letzten Theorie» ist keine wissenschaftliche, sondern eine wissenschaftlich verkappte religiöse Idee, nämlich die, Gottes Gedanken selber denken zu können. Monotheismus tritt nun auf als *Mono-Theorismus*.

### 3

Dessen Axiom lautet: Es gibt eine einzige Theorie des Universums, in der alles Platz hat. Das Axiom bringt den Traum eines Weltbildes zum Ausdruck, in dem schliesslich nichts mehr «ausserhalb» bleibt, ein Weltbild sozusagen, das alles absorbiert hätte. Ein Traum, aber die Quantentheorie brachte ihn zum Platzen. Ohne hier näher auf die vertrackte Situation ihrer Interpretationen einzugehen – die man als eine groteske Kakophonie ohne Dirigenten bezeichnen könnte –, lässt sie sich für unser Thema auf einen klaren Punkt reduzieren: Sie hat den Gottesgesichtspunkt verabschiedet. Es gibt keinen Beobachter ausserhalb des physikalischen Geschehens.

Erwin Schrödinger – meiner Meinung nach der philosophisch Scharfsinnigste unter der Physikern des 20. Jahrhunderts – wies vor 60 Jahren auf einen «schreienden Widerspruch» im Weltbild der Naturwissenschaften hin:

Ohne es zu beabsichtigen, ja fast ohne es zu bemerken, vereinfacht sich der Naturforscher das Problem, die Natur zu verstehen, dadurch, dass er in dem angestrebten Weltbild seine eigene Person, das erkennende Subjekt, unbeobachtet lässt und daraus entfernt. Fast ohne es zu merken, tritt der Denker zurück in die Rolle eines aussenstehenden Beobachters. Das erleichtert die Aufgabe

ausserordentlich. Aber es zeigen sich sehr grosse Lücken, ‚blinde Flecken‘, und es führt stets zu Paradoxien und Antinomien, wenn man, des anfänglichen Verzichts nicht gewahr, sich selbst in diesem Weltbild auffinden, oder sich selbst, sein eigenes Denken und Fühlen, in das Weltbild wieder einfügen möchte.

Schrödinger sprach von einer «entsetzlichen Antinomie», welche sich auf dem Boden der Naturwissenschaft nicht lösen lasse, weil diese noch ganz auf dieses «Ausschliessungsprinzip» eingeschworen sei – und es nicht wisse. Aufschlussreich ist, wie sich Physiker und Psychologen damals in gegenseitiger Übereinstimmung befanden. C. G. Jung schrieb 1946 im *Eranos Jahrbuch* einen Aufsatz, in dem er auf den gleichen Punkt hinwies:

Alle Wissenschaft ist Funktion der Seele (man könnte auch sagen des Subjekts, Anm. E. K.), und alle Erkenntnis wurzelt in ihr. Sie ist das grösste aller kosmischen Wunder und die *conditio sine qua non* der Welt als Objekt. Es ist in höchstem Grad merkwürdig, dass die abendländische Menschheit, bis auf wenige verschwindende Ausnahmen, diese Tatsache anscheinend so wenig würdigt. Vor lauter äusseren Erkenntnisobjekten trat das Subjekt aller Erkenntnis zeitweise bis zur anscheinenden Nichtexistenz in den Hintergrund.

#### 4

Wenn nun aber das Erkenntnissubjekt das grösste kosmische Wunder darstellt, warum erweist es sich als derart widerspenstig gegenüber Versuchen, es in den Horizont der objektiven Wissenschaften hereinzuholen? Natürlich können wir klassisch mit Kant antworten: Das Subjekt steckt den Horizont des Erkenntnis-möglichen ab, und man kann den Horizont selber nicht gleichzeitig zum Objekt der Erkenntnis machen. Aufklärung bedeutet ja in einem ganz spezifischen und

akkuraten Sinn, dass man in allem Objektiven das Subjektive mitdenkt. Tut man das nicht, verstrickt man sich unweigerlich in Antinomien.

Bleiben wir noch beim Antinomischen. Die modernen Wissenschaften haben sich über Kants Mahnung hinweggesetzt. Und den Grund dafür liefern die Fortschritte des letzten Jahrhunderts in Physik, Kosmologie, Biologie, Neurologie, Kognitions- und Computerwissenschaften. Ein triumphaler Siegeszug, der sozusagen vergessen macht, welche Paradoxie in seinem Kern weiter schwelt.

Lassen Sie mich das kurz anhand der Kosmologie veranschaulichen. Jede Kultur hat ihre Kosmogonie. In einer Siegergeschichte der Wissenschaft gibt es den simplen Dreischritt: Primitive Kulturen erzählen Mythen, reifere Kulturen verwenden die Philosophie, ganz erwachsene Kulturen pflegen die Wissenschaft. Philosophie überwindet Mythologie, und Wissenschaft überwindet Philosophie.

Nun schreiben also die Physiker die Entstehungsgeschichte des Universums. Das Kernkonzept der modernen Kosmogonie stammt aus der Quantenphysik, nämlich die Vorstellung der spontanen Erzeugung von Teilchen aus dem Vakuum (das nicht nichts ist, sondern – wenn man so will – virtuell alles). Eine im Teilchenbeschleuniger durchaus erprobte Vorstellung. Warum sollte man sie also nicht zumindest als Gedankenexperiment auf das Urlabor des frühen Universums anwenden? Das tun die Physiker heute. Sie suchen das Entstehen des Universums aus einem Ur-Vakuum zu erklären. Dazu brauchen sie natürlich Gesetze. So erklärt etwa Hawking: «Da es ein Gesetz wie das der Gravitation gibt, kann und wird sich das Universum [...] aus dem Nichts erzeugen. Spontane Erzeugung ist der Grund, warum es das Universum gibt, warum es uns gibt. Es ist nicht nötig, Gott als den ersten Bewegter zu bemühen, der das Licht entzündet und das Universum in Gang gesetzt hat.»

Und woher stammen diese Gesetze? Aus dem Nichts? Schweben sie wie die platonischen Ideen über dem Nichts oder sind sie ins Nichts eingewoben? Und müsste den Gesetzen nicht eine mysteriöse Kraft innewohnen, allein durch ihre Existenz etwas aus dem Nichts zu erzeugen – jenes göttliche «fiat lux», der weltenschaffende Hauch des Demiurgen?

## 5

Allein schon solche Fragen verstricken uns unvermeidlich in ein Dilemma: Wenn das Nichts etwas erklären soll, dann muss es in irgendeiner Weise qualifiziert (also etwas) sein; und wenn es qualifiziert ist, dann ist das Nichts nicht nichts. Hier beginnt der nihilologische Zirkel. Die moderne Quantenkosmologie scheint wie gebannt von der Frage zu sein: Was ist das erste Prinzip, das nicht selbst wieder auf ein «vorerstes» Prinzip hinwiese? Es ist nicht abzusehen, wie diesem unab-schliessbaren Regress des Fragens und Antwortens anders Einhalt geboten werden könnte als durch den apodiktischen Riegel eines «So ist es. Punkt». Hier stossen wir auf den Absolutismus der Wirklichkeit, auf den Seinsgrund des «nackten Dass». Aber damit können sich Physiker schwer abfinden. Für sie ist das Nichts eben ein – *physikalisches* Nichts. Das Higgs-Teilchen ist eine Antwort auf die Frage, was Materie möglich macht, zugleich stellt es auch eine neue Frage: Was macht das Higgs-Teilchen möglich? Genauso ist das Quantenvakuum eine Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Universums, und zugleich eine weitere Frage nach der Natur dieses Vakuums. Der Regress des Fragens und Antwortens findet in der Wissenschaft keinen Abschluss. Wie im alten hinduistischen Mythos vom Elefanten, der die Welt trägt und selber von einer Schildkröte getragen wird. Und wer trägt die Schildkröte? Wiederum eine Schildkröte. Und so weiter. Muss man hier eine Superschildkröte postulieren, welche die Last des ganzen Turms auf sich nimmt. Kehren wir am Ende der wissenschaftlichen Rationalität zum Mythos zurück?

## 6

Wir sehen: Die Physiker nähern sich in ihrem Streben, den Ursprung des Universums zu ergründen, der vielleicht mythischsten aller Fragen, nämlich: Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Die Frage spukt als metaphysischer Störenfried in unseren Seelen, wie aufgeklärt sie sich auch geben mögen. Wenn das Universum einen absoluten Anfang hat, dann kann man doch nicht hinter diesen Anfang zurückfragen – diesen Einwand kennt man seit Augustinus.



Muss man also doch auf einen göttlichen Entwurf zurückgreifen? Oder gibt uns vielleicht die moderne Kosmologie eine Antwort?

Stephen Weinberg – eine Koryphäe der Elementarteilchenphysik – bemerkte einmal: «Je mehr wir vom Universum verstehen, desto sinnloser erscheint es uns.» Ich deute diesen Satz so: Wenn man einen Sinn des Universums innerhalb des Erklärungshorizontes der objektiven Wissenschaften sucht, findet man ihn nicht. Die Situation erinnert an den alten Witz, in dem ein Betrunkener im Lichtkreis der Laterne seinen Schlüssel sucht, obwohl er ihn im Dunkel ausserhalb verloren hat. Ich halte die Metaphorik für sehr aufschlussreich. Mir scheint, wenn wir den Erkenntnisfortschritt der Naturwissenschaften in den letzten drei Jahrhunderten verfolgen, können wir von einem sich stetig ausdehnenden Kreis des Wissens sprechen. Und bekanntlich vergrößert sich mit dem Radius des Kreises auch sein Umfang, also die Grenzlinie zum Nichtwissen.

Friedrich Nietzsche hat von der Kreismetapher in seiner «Geburt der Tragödie» Gebrauch gemacht:

Nun aber eilt die Wissenschaft, von ihrem kräftigen Wahn angespornt, unaufhaltsam bis zu ihren Grenzen, an denen ihr [...] verborgener Optimismus scheitert. Denn die Peripherie des Kreises der Wissenschaft hat unendlich viele Punkte, und während noch gar nicht abzusehen ist, wie jemals der Kreis völlig ausgemessen werden könnte, so trifft doch der edle und begabte Mensch (...) unvermeidlich auf solche Grenzpunkte der Peripherie, wo er in das Unaufhellbare starrt. (§ 15).



Ich sprach von der Quantenphysik, die den ausstehenden Beobachter verabschiedet hat. Das Paradoxe daran: Wenn ein Bild des Universums vollständig ist, dann muss es auch

den Beobachter einschliessen. Wenn es aber den Beobachter einschliesst, bräuchte man den Gesichtspunkt eines Beobachters, der den Beobachter beobachtet. Es droht ein unendlicher Regress, den M.C. Escher in seinem berühmten Bild der Bildergalerie eingefangen hat: Ein Besucher der Galerie betrachtet ein Bild, in dem in einer Bildergalerie ein Besucher ein Bild betrachtet, in dem ... Escher hat das Problem des Regresses graphisch genial dadurch gelöst, dass er in der Mitte des Bildes eine weisse Fläche übrig gelassen hat: quasi das «Unaufhellbare» Nietzsches.

## 7

Ich habe vom Weg der Wissenschaft in die Abstraktion gesprochen. Einstein beschrieb diesen Weg einmal sehr prägnant als eine pronominale Verschiebung: von «ich» und «wir» zu «es» – also vom persönlichen Standpunkt innerhalb der Welt zum unpersönlichen Standpunkt ausserhalb. Von der Subjektivität zur Inter-subjektivität zur Objektivität. Das entspricht dem wegzoomenden «Blick von nirgendwo», wie ihn Thomas Nagel in seinem gleichnamigen Buch genannt hat. «Die Menschen verfügen über die besondere Gabe, einen Schritt beiseite zu treten, und aus dieser Distanz sich selbst und ihren Lebensweg mit dem gleichen Staunen zu betrachten, mit dem sie den hindernisreichen Weg einer Ameise durch den Sand verfolgen.»

Das heisst, wir machen andauernd die ganz spezifische Erfahrung einer fundamental unauflöselichen Spannung zwischen dem Blick von innen und dem Blick von aussen. Das Gefühl der Absurdität beruht gewissermassen auf der Instabilität beider Standpunkte. Bloss die erste Perspektive einzunehmen, würde aus uns Egozentriker, Soziopathen oder Solipsisten machen. Unsere Handlungen würden nur eine Innenansicht aufweisen, was sie einer Wertschätzung entzöge, die ja immer auf eine Ansicht «von aussen» abstellt. Bloss die zweite Perspektive einzunehmen, liefe auf eine völlig entfremdende, verdinglichende, nihilistische Perspektive hinaus, in der unsere Handlungen als blosser Ereignisse in einem sinnlosen Universum erschienen.

Wir kennen diese Perspektive auch in der Wissenschaft. Der moderne *locus classicus* ist das viel gelesene «Zufall und Notwendigkeit» (1970) des Molekularbiologen Jacques Monod. Er hatte in diesem schmalen Buch sogar ein «Ethos» der Objektivität gefordert, das uns zu einem externen Standpunkt verpflichte: «Wenn er die Botschaft (der Molekularbiologie, Anm. E.K.) in ihrer vollen Bedeutung aufnimmt, dann muss der Mensch (...) seine totale Verlassenheit, seine radikale Fremdheit erkennen. Er weiss, dass er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen.»

## 8

Hier wird uns eine Anstrengung an Selbstüberwindung zugemutet, die man durchaus als über- oder unmenschlich betrachten kann. Es verpflichtet – der Begriff des «Ethos» drückt das deutlich aus – zu einem Denkideal, das alles Unge- wisse, Subjektive, Sinnlich-Körperliche, Emotionale – sagen wir: alles menschlich «kontaminierte» im Endeffekt ausblendet. Gerade deshalb, meine ich, ist es an der Zeit, dieses Ideal aus einer anderen Perspektive, nämlich der innerweltlichen, kritisch zu befragen. Die Perspektive, die ich meine, wäre eine anthropologische, die Objektivität vom Menschenmöglichen her zu verstehen sucht, von den Fähigkeiten, uns sukzessive vom eigenen «subjektiven» Gesichtspunkt zu distanzieren, ohne die Verbindung abreißen zu lassen.

Das könnte ein Projekt definieren: Anthropologie der Erkenntnis. Ansätze dazu existieren zuhauf, angefangen bei Husserl oder Whitehead. Ein solches Projekt erschiene mir auch deshalb wünschenswert, weil die grossen Durchbrüche in den Neuro- und Computerwissenschaften dazu verführen, im Menschen bloss noch ein durch Algorithmen gesteuertes biologisches System zu sehen. Es breitet sich in diesen Wissenschaften ein blinder Fleck aus, der sich als «ultimative» Sicht erklärt. Nüchternheit wäre deshalb gefragt. Und Bescheidenheit. Das heisst, eine neue Kritik der technisch aufgerüsteten Vernunft, die uns in die Grenzen weist.

# Über das Reale bei Lacan

Forumsvortrag vom 5. Dezember 2019

Christian Kläui

Flüchtige Augenblicke, in denen wohlgefügte Vorstellungsketten einreissen; Begegnungen wie ein plötzliches Zusammenprallen; Merken, dass das Hören eines Vortrags für einen Moment nur Stimmenklang war und vom Inhalt nichts geblieben ist; Überrumpelt-Werden von der «nackten» Tatsache, Körper zu sein – Erfahrungen, wie wir sie alle kennen und die, in der Sprache Lacans, etwas mit dem Realen zu tun haben. Und in der Analyse: Aufbrechen des Sinnkontinuums, Risse im gefügten Bild. Das Reden vorher, das Reden nachher, es ist nicht mehr das gleiche, dazwischen widerfährt etwas Reales. Anhand von verschiedenen Beispielen aus Klinik und Alltag werde ich zu umkreisen versuchen, was Lacan unter dem Realen verstanden hat und warum dieses Konzept wichtig ist.

«Das Reale» ist ein Begriff aus der Alltagssprache, mit dem gewisse Vorstellungen verbunden sind. Lacan hat dem Begriff des «Realen» eine Theoretisierung gegeben, die sich von der umgangssprachlichen Verwendung des Wortes unterscheidet. Deswegen ist es hilfreich, vorweg zwei Abgrenzungen deutlich zu machen:

1. Das Reale bei Lacan ist eine Kategorie, die sich nicht aus sich selbst heraus bestimmen lässt. Es ist kein Ur- oder Natur- oder Rein- oder Roh- oder Nackt-Zustand.
2. Das Reale ist auch nicht die Realität. Nichts Ontisches ist als solches real, mit Sicherheit nicht das, was wir gewohnt sind, «Realität» zu nennen.

Es ist praktisch, sich diese beiden Negativ-Bestimmungen zu vergegenwärtigen, wenn man begreifen will, was Lacan mit dem Realen gemeint hat. Ich versuche es an vier kleinen Beispielen zu umkreisen.

## I Wiederholung

Die Geschichte, die mir zuerst eingefallen ist, als ich mich damit zu beschäftigen begann, wie ich Ihnen den Begriff des *Realen* bei Lacan näherbringen könnte, stammt von Freud. Den Begriff des Realen gibt es bei Freud nicht, aber man kann sich mit Freud diesem Begriff annähern. Es ist eine sehr kurze Geschichte, eigentlich nur ein Satz. Freud schreibt in *Jenseits des Lustprinzips*:

«Man denke zum Beispiel an die Geschichte jener Frau, die dreimal nacheinander Männer heiratete, die nach kurzer Zeit erkrankten und von ihr zu Tode gepflegt werden mussten.»<sup>1</sup>

Freud beschäftigt sich dort mit rätselhaften Erlebnissen, die schicksalhaft über die Menschen hineinbrechen und, wie im Falle jener Frau, einen geradezu dämonischen Zug haben können. Schicksalsschläge, denen jemand passiv ausgeliefert ist und die sich doch als das immer gleiche Schicksal wiederholen. Das Eigenartige ist: Wenn einem Menschen immer das Gleiche widerfährt, muss es ja wohl etwas mit ihm zu tun haben.<sup>2</sup> Wenn es dabei aber um Erlebnisse geht, denen die Betroffenen ausgeliefert sind und für die sie scheinbar so wenig können wie die Frau für die todbringenden Krankheiten ihrer Ehemänner, dann sind wir mit einer «ewigen Wiederkehr des Gleichen» – es ist Freud, der an besagter Stelle Nietzsche zitiert – konfrontiert, die wir viel weniger gut begreifen können.

Intuitiv etwas leichter erfassbar ist es bei Menschen, die immer wieder Unfälle erleiden; früher attribuierte man ihnen eine «Unfallpersönlichkeit». Ich denke etwa an eine 40jährige Frau, die nach langen Jahren mit einer IV-Rente auf dem besten Weg zur Rehabilitation war und eine Ausbildung zur Pflegefachfrau begonnen hatte und dann einen schweren Velounfall erlitt und aus der Ausbildung aussteigen musste. In ihrer Geschichte war es der fünfte oder sechste schwere Unfall. Einen Hinweis darauf, dass das nicht einfach nur eine zufällige Häufung ist, gibt ihre Geschichte: Es sind immer ähnliche Situationen, in denen die Unfälle passiert sind, Situationen, in denen sie in ihrem Leben einen entscheidenden Schritt vorwärts machen wollte und die Unfälle dies verhinderten.

<sup>1</sup> Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, GW XIII, 21.

<sup>2</sup> Wenn es um den üblichen Beziehungsknatsch geht, wenn Menschen immer wieder in die gleichen Konflikte geraten, leuchtet uns das schnell ein. Und als Therapeuten denken wir, wenn wir solche Wiederholungsgeschichten hören: das ist der Beginn einer wunderbaren Übertragung, daran lässt sich arbeiten.

Diese Selbstverhinderung geschah vollkommen unbewusst; psychisch fassbar war nur, dass sie immer in gleicher Art geschah. Freud hat gesagt, dass Beobachtungen der schicksalhaften Wiederkehr des Gleichen, wie wir sie in den Beispielen der beiden Frauen vorfinden, ihn haben den Mut finden lassen anzunehmen, «dass es im Seelenleben wirklich einen Wiederholungszwang gibt, der sich über das Lustprinzip hinaussetzt».<sup>3</sup>

Mit Lacan könnte man sagen: Wo sich dieser Wiederholungszwang manifestiert, da manifestiert sich das Reale: als etwas, das wirkt, einfach immer wieder ähnlich wirkt und nur deswegen, auf Grund seiner Wirkung erschlossen werden kann. Wir können die Geschichte, die darin steckt, nur rekonstruieren; es gibt sonst kein psychisches Material dazu, keine damit verbundenen Vorstellungen oder Phantasien. Wir können aber auch nicht auf die Annahme verzichten, dass eine Geschichte in dem steckt, was sich «real» wiederholt, und dass es sich nicht nur um Zufall handelt. Denn sonst können wir daran nicht arbeiten, d.h. wir vergeben die Chance, an der determinierenden Kraft zu arbeiten, um weitere Wiederholungen bestenfalls zu verhindern. Die schwierige und stets nur im Nachhinein zu entscheidende Frage ist dann: Wo ist alles nur Zufall, wo wäre es esoterisch oder einfach dem Kausalitätsbedürfnis geschuldet, einen Zusammenhang konstruieren zu wollen, und wo wirkt real etwas, das einen Menschen treibt, auch wenn es nicht als psychische Vorstellung ausgebildet ist?

In den Worten Lacans geht es darum, «den Ort des Realen zu bestimmen, der vom Trauma zum Phantasma führt – sofern nämlich das Phantasma immer nur einen Schirm darstellt, dessen Funktion es ist, ein absolut Erstes, in der Funktion der Wiederholung Determinierendes jedem Zugriff zu entziehen.»<sup>4</sup> Dieses

<sup>3</sup> Ibid.

<sup>4</sup> «Im Folgenden geht es darum, den Ort des Realen zu bestimmen, der vom Trauma zum Phantasma führt – sofern nämlich das Phantasma immer nur einen Schirm darstellt, dessen Funktion es ist, ein absolut Erstes, in der Funktion der Wiederholung Determinierendes jedem Zugriff zu entziehen.» J. Lacan, Seminar XI, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, übers. N. Haas, Walter: Olten 1978, 66

«absolut Erste», das die Wiederholung determiniert und sich – vor jeder Symbolisierung, vor jeder imaginären Ausgestaltung im Phantasma *nur* als Wiederholung manifestieren kann, das also wäre in einer ersten Annäherung das Reale.

## II Angst

Das Reale in der Terminologie von Jacques Lacan ist ein Begriff, der zusammengehört mit zwei anderen Begriffen, dem Symbolischen und dem Imaginären, und der auch nicht unabhängig von diesen beiden anderen Begriffen gedacht werden kann.

Zusammen bilden die drei Dimensionen des Realen, Symbolischen und Imaginären ab, wie menschliche Subjekte unter Berücksichtigung des Unbewussten strukturiert sind. Lacan hat es als eine Art Knoten aufgefasst, in dem die drei Dimensionen sich verknüpfen.<sup>5</sup>

Dieses Modell ist auch nützlich, wenn es um Situationen der Krise geht: Krisen sind dann beschreibbar als Situationen, in denen die Verknötung auseinanderbricht. Wenn etwas vom Realen also sich direkt manifestiert, ist dies ein Moment der Krise.

Diesen zweiten Aspekt des Realen möchte ich wieder anhand eines Beispiels plastischer werden lassen. Dafür greife ich auf ein Erlebnis des südafrikanischen Künstlers William Kentridge zurück, der im vergangenen Sommer eine sehr eindrucksvolle Ausstellung im Basler Museum für Gegenwartskunst gezeigt hat, die vielleicht einige von Ihnen gesehen haben. Kentridge hat 2017 die Sigmund Freud-Vorlesung im Wiener Burgtheater gehalten, die vom Freud-Museum jedes Jahr anlässlich von Freuds Geburtstag organisiert wird. Dort hat Kentridge folgendes Erlebnis erzählt:

«Vor einigen Jahren rief ich zwei Freunde an, ein Paar, und fragte Basil, der am Apparat war, was Adrian, der andere Freund, gerade so machte. Basil sagte:

<sup>5</sup> Und zwar so verknüpfen, dass man keine der einzelnen Dimensionen herauslösen kann, ohne dass der Knoten auseinanderfällt – ein borromäischer Knoten heißt das bei Lacan.

«Oh, hm, Adrian macht eine *tree search*.» Und ich dachte: «Was ist eine *tree search*? Ich weiss nicht, was eine *tree search* ist.» Dies verunsicherte mich ein wenig, und dann dachte ich auf einmal: «Ach ja, natürlich, *tree search*, das ist doch so ein Internetbegriff. Man beginnt bei einem Wort und folgt davon ausgehend den Verzweigungen in unterschiedliche Richtungen, man folgt einem Unterast usw. Das ist eine *tree search*. Man kann die Suche auf unterschiedliche Weise verfeinern und – natürlich, natürlich weiss ich, was eine *tree search* ist.» Am Ende unserer Unterhaltung fragte ich Basil: «Wonach sucht Adrian eigentlich?» Und er antwortete: «Was meinst du?» Ich sagte: «Naja, du hast ja gesagt, dass er eine *tree search* macht.» Er darauf: «Nein, das habe ich nicht gesagt. Ich sagte, er macht ein T-Shirt.» Was in dem Moment – denn es ist ein Moment – passierte, ist, dass eine Angst aufkam, die Welt (oder dieses Wort) nicht zu verstehen; und eine Panik, die einen imaginativen Sprung hervorrief, um die Lücke zu schliessen, um das zu überspringen, was wir nicht wissen. Und im selben Moment, in dem ich mich für meine Dummheit verfluche und mich gleichzeitig als besonders klug empfinde, weil ich es natürlich verstanden und mir alles zu-rechtkonstruiert habe, hätte ich einen Aufsatz über das Wesen der *tree search*, inklusive Diagramme, verfassen können. Für mich ist das ein gutes Beispiel dafür, dass wir nicht der Versuchung widerstehen können, die Lücken zu füllen, der Welt Sinn abzugewinnen und der Welt selbst in ihrer unverständlichen Form zu begegnen, in der sie auf uns zukommt.»<sup>6</sup>

Das Beispiel zeigt einen Moment der Heterotopie, einen aufklaffenden Spalt im imaginären Kontinuum der Vorstellungen und Sinngebung. Eine Lücke, die plötzlich aufbricht und sich sogleich wieder schliesst, zeugt vom Affekt der Angst. In diesem flüchtigen Moment der Diskontinuität taucht nicht eine andere Vorstellung auf, es taucht auch nicht eine «nackte Wahrheit» oder dergleichen auf, auch nicht eine präreflexive oder vor jeder Vorstellung angesiedelte «reine Faktizität», sondern es ist ein unheimliches und plötzliches Ergriffenwerden davon, dass das,

<sup>6</sup> W. Kentridge, In Verteidigung der weniger guten Idee, Wien: Turia+Kant 2018, 57f.



was uns sonst als Welt und Realität geläufig ist, seine scheinbare Natürlichkeit und Sinnstiftung verloren hat. Und sofort ordnet sich das Material neu und man ist wieder auf gewohntem, scheinbar sicherem Boden.

Vorher fester Boden, nachher fester Boden und dazwischen hat sich, bezeugt durch die Angst, etwas Reales ereignet. Das Reale wird fassbar nur als der flüchtige Moment der Auflösung, der uns alles andere als kalt lässt – und sogleich wieder in gebundenere Gefühle mündet.<sup>7</sup>

### III Das Reale als «Kern»

Freud hat in jungen Jahren, im Entwurf einer Psychologie (1895), festgehalten, dass wir unsere Nächsten und uns selbst nie ganz zu erkennen und zu verstehen vermögen. Er hat zwei Bestandteile gesondert, «von denen der eine durch kons-

<sup>7</sup> In der Analyse können wir grundsätzlich zwei Typen von Interventionen unterscheiden, die auch wieder subtil miteinander verknüpft sind: die deutende oder, wie man vielleicht auch sagen könnte, greifende und die schneidende Intervention. Wenn sie gelingen, zeigt sich die borromäische Verknüpfung: «Der Borromäismus», schreibt Jean-Claude Milner, «existiert nur durch den Augenblick der Auflösung der Verknötung, in dem sich die Ringe durch einen einzigen Schnitt zerstreut finden.» Was sind das für Augenblicke, deren Struktur man als Auflösung des borromäischen Knotens begreifen kann? Flüchtige Augenblicke, die uns alles andere als kalt lassen, und die wir sogleich wieder in gebundenere Gefühle münden lassen. Neben der Skandierung der Interpretation in der analytischen Sitzung sind es, ich folge Milners Systematik, die folgenden Figuren: das «Hervorschiessen des Sinns», die «Spalte des Erwachens zwischen zwei Reihen gleichermassen imaginärer Vorstellungen, Traum und Wachzustand», und der «Zusammenprall der Begegnung».

Milner leitet davon Bemerkungen zu Anfang und Ende der analytischen Behandlung ab. Zum Anfang der Analyse sagt er: «man versteht, dass manch ein Subjekt sich davon abwendet wie vom absoluten Schrecken, und ohne Unterlass davor zurückweicht, auch nur den geringsten knotenlösenden Schnitt auszuführen: Wurzel aller Aufschübe wie auch der Unendlichkeit der Analyse». Und zum Ende: «Die Analyse, als Diskurs, d.h. als Band, ist vorübergegangen und hat wieder geknüpft, was sie durch eine Skandierung selbst freigesetzt hatte. Nichts hat stattgefunden, ausser dass in jenem Nichts, das ein Vorher von einem Nachher trennt, einem Subjekt ein Reales widerfahren ist.» Alle Zitate aus: Jean-Claude Milner, Die nicht zu unterscheidenden Namen, übers. M. Coelen, Turia+Kant: Wien, 2014, 14 ff.

tantes Gefüge imponiert, als *Ding* beisammenbleibt, während der andere durch Erinnerungsarbeit *verstanden*, d.h. auf eine Nachricht vom eigenen Körper zurückgeführt werden kann». <sup>8</sup> Unsere Nächsten also sind uns ähnlich – «Meinesgleichen» – und fremd – «Ding» – zugleich. Das nämliche gilt für uns selbst. Etwas am Andern und an uns selbst bleibt unvorstellbar und unkommunizierbar – real, halt, könnte man sagen.

Ein Mann, der ein erfolgreiches Berufsleben als höherer Richter hinter sich hat, gibt mit 70 Jahren noch gelegentlich Kurse an verschiedenen Universitäten. Er fühlt sich manchmal überfordert, inhaltlich nicht mehr *up to date* und schlecht vorbereitet und er kommt mit der Technik nicht immer klar. Stehen solche Kurse an, gerät er in depressive Verstimmung. Aber er lässt sich immer aufs Neue einladen und kann nicht aufhören. Seinen Freunden und seinem Therapeuten verkündet er in den depressiven Momenten unermüdlich, dass er sich durchs Leben durchbeschissen habe und jetzt endgültig lächerlich sei. Das hält er für seine eigentliche, nackte Wahrheit. Aber ausser ihm hat niemand einen so vernichtenden Blick auf ihn selbst.

In den Phasen, in denen es ihm besser geht, schreibt er Texte, die Sachthemen mit persönlichen Berufserfahrungen verbinden. Er hält diese Arbeiten für durchaus relevant, auch wenn er nie ganz sicher ist, ob es nicht doch nur Hochstapelei und leeres Gerede sei. Das Gefühl des Mangels, des Versagens lässt ihn nie ganz los. Es ist ein ruheloses Hin und Her: Wenn er produziert, fühlt er sich «ausgeliefert» und möchte am liebsten nichts mehr müssen. Wenn er nicht produziert, ist das ein Eingeständnis, dass er gescheitert ist, lächerlich und ein Versager.

Er ist ein Mann des Wortes, des Redens und Schreibens. Das Wort aber hat für ihn die Bedeutung eines Lügengespinstes, eben des sich «Durchbescheisens», eines lebenslangen Versuches, ein Mäntelchen zu schaffen, um seine Ohnmacht, Hilflosigkeit und sein Ausgeliefertsein zu cachieren. Jetzt, alt geworden,

<sup>8</sup> S. Freud, GW Nachtragsband, 426f.

könne er sich vor dieser Wahrheit nicht mehr verstecken und sein falsches Lebensgerüst sei eingestürzt, darum sei er depressiv, ja manchmal suizidal.

Kann man dem Mann unrecht geben? Er ist ein strenger und unbestechlicher Richter seiner selbst. Er trifft etwas Wahres, etwas, von dem Nietzsche gesagt hat: «Kalt auf die Dinge sehen, so dass sie nackt und ohne Flaum und Farbe daliegen – das nennt sich ‹Liebe zur Wahrheit›, und ist nur die Ohnmacht zu lügen.»<sup>9</sup>

Was ist seine Geste: Er versucht, hinter Tand, Schein, Verkleidung und Rhetorik den wahren Kern zu finden. Kommt dieser Mann also dem Realen nahe? Hat er die Wahrheit gefunden? Nein, gewiss nicht: sein depressiver Diskurs ist genauso ein Mäntelchen, ein Narrativ, wie es sein «Durchbescheissen» für ihn ist. Der Unterschied ist nur, dass das zweite eine Manifestation des Ichs ist, während das erste unter dem Diktat des Über-Ichs steht: Dieser Wille, sich bloss zu stellen, Wille zur Wahrheit um jeden Preis, hat Nietzsche, um ihn nochmals zu zitieren, als «Jünglings-Wahnsinn» und als schlechten Geschmack bezeichnet.<sup>10</sup> Was er nicht wahrhaben will: Alle Diskurse haben eine Abwehrfunktion und sind darum nie ganz wahr, sie glätten, überspielen, erklären Lücken weg, begreifen das Unbegreifliche und so weiter. Aber es gibt keine Alternative dazu. Lacan spricht von einem Schirm vor dem Realen.

Alle Diskurse sind ein Schirm vor dem Unerkennbaren, immer schon Verlorenen, in Freuds Sprache: vor dem Urverdrängten, das von ihnen nie ganz erfasst und erreicht werden kann. Aber sie sind eben auch ein Schirm im zweiten Wort-sinn, ein Schirm wie der Bildschirm des Computers, auf dem sich überhaupt etwas einschreiben lässt und wo überhaupt erst eine psychische Repräsentanz gebildet werden kann. Vor-stellung als das, was überhaupt gesagt, gedacht, phantasiert usw. werden kann; und Vor-stellung als das, was davor steht.

<sup>9</sup> WW, XIV 12, KSA 10,82; zit. n. Hans Blumenberg, Die nackte Wahrheit, suhrkamp, Frankfurt am Main 2019, 18.

<sup>10</sup> WW XVII 299, KSA 6,438, zit. n. H. Blumenberg, op. cit., 25.

So kann ich jetzt zu einer letzten Bestimmung des Realen kommen, die – es wird Sie nicht mehr wundern – auch negativ formuliert ist: Das Reale ist das, was sich nicht im Symbolischen und nicht im Imaginären fassen lässt; das, was nicht sprachlich symbolisiert werden kann und was nicht in irgendeiner Vorstellung – Phantasie, Gedanke usw. – erfasst werden kann.

Es kann im Symbolischen der Sprache nicht ganz erfasst werden und im Imaginären der Vorstellungen und Phantasien und der Identifizierungen und Selbstzuschreibungen nicht ganz Ausdruck finden. Es ist nie ganz einholbar und hat so damit zu tun, dass wir Suchende, Fragende, nie ganz Fertige sind.

#### **IV Das Reale und der Herrendiskurs**

Aus der Perspektive des Symbolischen erscheint das Reale als das, was nicht geschrieben und nicht gesagt werden kann, was keine Unterscheidung und keinen Namen hat. Aus der Perspektive des Imaginären erscheint das Reale als das, was nicht vorgestellt werden kann. Das bedeutet, dass es keinen irgendwie festmachbaren Bereich gibt, wo wir dem Realen begegnen könnten. Nichts Ontisches ist als solches real. Das Reale ist nicht das, was wir «Realität» nennen.

Hier gibt es eine Falle, in die man geraten kann, wenn man nicht berücksichtigt, dass die drei Begriffe verknotet sind: Man kann zwar schon sagen: «Es gibt», als Formel des Realen. Allerdings ist man dann bereits im Symbolischen, im Sagen eben. Und dann stellt sich die Frage: Wer sagt? Wer kann diese Setzung «Es gibt» tun? Die klassische Antwort ist: Gott oder irgendein Herr und Meister, der sich als sein Stellvertreter gebärdet.

Man ist also, sobald man sagt: «Es gibt», nicht mehr beim Realen, sondern in einem Herrendiskurs.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel, das die Virulenz des Problems verdeutlicht:

Es geschah anfangs dieses Jahres und betrifft die Ermordung Kashoggis: Nachdem die CIA festgestellt hatte, dass es eindeutige Hinweise auf eine Mittäterschaft des saudischen Kronprinzen gebe, stellte sich in den westlichen Ländern die Frage von Sanktionen. Trump, dem das nicht passte, weil er einen Waffendeal

in der gigantischen Höhe von 100 Billions (ie. Milliarden) Dollars mit den Saudis durchziehen wollte, behauptete, nichts sei sicher erwiesen. Er sagte: «It is, what it is». Er setzte das Geschehene also als scheinbar «real», als etwas, das man nicht weiter erforschen und begreifen kann, sondern das man einfach als Faktizität hinnehmen muss.

Dieser Herren-Diskurs macht das Faktische zu etwas, das nicht weiter hinterfragt werden muss, das eine in sich tautologische Totalität ist, ausserhalb des Symbolisier- und Erkennbaren. D.h. man kann nichts darüber aussagen und braucht folglich nicht weiter darüber nachzudenken. Es ist nicht einfach eine Lüge, sondern eine Umverteilung der Grenzziehung: Was Trump nicht passt, obwohl er und alle andern auch es wissen, wird hinter die Mauer des Diskurses geschoben und stumm gemacht. Wenn das, was real geschah, auf eine nicht weiter zu erklärende oder erkennbare Tautologie reduziert wird, für die es keine Sprache gibt, braucht man sich nicht weiter darum zu kümmern – und kann es folglich ohne Skrupel verleugnen.

Also: wenn jemand sagt, «so ist es halt», «das ist halt die Realität», so führt er einen Herrendiskurs, der zum Schweigen auffordert und mit dem das Nicht-Denken beginnt. In den Worten von Jean-Claude Milner: «Der Herr-und-Meister wird am besten gesichert und ermächtigt durch diese Instanz, vor der alles weichen muss: Die Setzung einer Existenz.»<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Jean-Claude Milner, Die nicht zu unterscheidenden Namen, Turia+Kant: Wien, 2014, 22.

# **Gesellschaft für hermeneutische Anthropologie und Daseinsanalyse GAD**

## **Vorstand**

Dr. phil. Barbara Handwerker Küchenhoff

Ausserwies 11, 8618 Oetwil am See, 044 929 0334, handwerker@bluewin.ch

Dr. phil. Alice Holzhey

Sonneggstr. 82, 8006 Zürich, 044 422 1117, alice.holzhey@bluewin.ch

Prof. Dr. phil. Helmut Holzhey

Zollikerstr. 162, 8008 Zürich, 044 422 1053, holzhey@philos.uzh.ch

Lic. phil. Doris Lier

Sonneggstr. 82, 8006 Zürich, 079 945 4554, doris-lier@bluewin.ch

Med. pract. Ralf Pelkowski

Gachnangerstr. 11, 8546 Islikon, 052 203 3206, pelkowski@hotmail.com

Dr. phil. René Scheu

Alte Dorfstr. 21, 8135 Langnau, 078 817 5201, rene\_scheu@yahoo.de

Dr. med. Christina Schlatter Gentinetta

Sonneggstr. 55, 8006 Zürich, 044 362 5555, christina.schlatter@hin.ch

Dr. sc. nat. Georg Schönbächler

Riedhofstr. 88, 8049 Zürich, 044 362 6481, georg@vandecaab.ch

## **Präsidentin**

Dr. phil. Alice Holzhey

alice.holzhey@bluewin.ch

## **Aktuarin und Quästorin**

lic. phil. Doris Lier

doris-lier@bluewin.ch